aus: Sandro Zanetti (Gast-Hrsg.), Words as Things / Wortdinge / Mots-choses
(Zeitschrift figurationen 02/2013), Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2013, S. 7-27.

Einleitung
(How to Do *Things* with Words…)

Sandro Zanetti

Was wir Dinge *nennen, sind Reste, die sich der Beurteilung entziehen.*[1]

Wörter und Dinge werden gemeinhin so konzipiert, dass diese durch jene bezeichnet werden: Das Wort ‚Tisch' (mit Anführungsstrichen) bezeichnet den Tisch (ohne Anführungsstriche), der jenseits der Buchstaben seinen Ort oder seine Orte hat: im Büro, zu Hause oder auch nur in den Gedanken (der Tisch als Referent oder im letzten Fall als Signifikat, als Denkinhalt). Die Welt der Wörter bleibt von jener (sprachlosen?) der Dinge durch einen Abgrund geschieden. Doch was passiert, wenn man Wörter selbst als Dinge konzipiert? Was passiert, wenn das Wort ‚Tisch' selbst als Ding begriffen wird? Welche unterschiedlichen Konzepte sind denkbar, Wörter als Dinge aufzufassen? Antworten auf diese Fragen sind – sieht man vom engeren Feld der Theorie zunächst einmal ab – insbesondere im Bereich der Literatur, der Populärkultur sowie der bildenden Kunst nicht selten bereits gegeben worden. Dabei reichen die entsprechenden Wortding-Konzepte von ganz konkreten Versuchen, den materiellen Buchstabenbestand eines Wortes beispielsweise als Skulptur zu inszenieren (so bei Ian Hamilton Finlay), bis hin zu weniger statischen Vorhaben, die Dinglichkeit von Wörtern durch eine Aufwertung ihrer klanglichen oder visuellen Eigenschaften hervorzuheben (z. B. bei Oskar Pastior, Jenny Holzer), durch Einklammerungen ihrer referentiellen Funktion zugunsten einer konstruktiv gedachten ‚kindlichen' Sprachursprüng-

1 Freud (1895), 429.

lichkeit (etwa bei Walter Benjamin) oder durch die Provokation möglichst singulärer Bezugnahmen von Seiten der Rezeption in Richtung widerständig dastehender Wörter (exemplarisch bei Paul Celan).

Die in diesem Heft versammelten Beiträge beschäftigen sich mit ganz konkret gewordenen, mit gedachten sowie mit fiktionalisierten Wortding-Konzepten, so wie sie in einzelnen literarischen bzw. künstlerischen Arbeiten selbst Kontur gewonnen haben und somit beschrieben werden können. Diese Konzepte sind ganz unterschiedlich motiviert und mit unterschiedlichen Gestaltungsansprüchen und Wertungen versehen. Sie werfen jedoch allesamt die Frage auf, ob es nicht gute Gründe zur Annahme gibt, dass *jedes* Wort *auch* ein Ding ist? Die folgenden Überlegungen zur Einleitung gehen davon aus, dass dem so ist. Dabei bleibt eingeräumt, dass die grundsätzliche Behauptung einer Wortdinglichkeit noch keine Auskunft darüber gibt, *wie* diese Wortdinglichkeit *im Einzelnen* umgesetzt wird, wie sie versuchsweise gestaltet wird oder in konkreten Rezeptionsakten Realität gewinnt. Es besteht jedoch die Hoffnung, dass die theoretische Perspektive, die sich durch die Annahme einer grundsätzlich einzuräumenden Wortdinglichkeit gewinnen lässt, auch dem Vorhaben zugutekommt, die mögliche Relevanz der im Einzelnen vorgestellten literarischen und künstlerischen Vorstöße für eine weiterführende Diskussion herauszustellen.

Gehen wir also davon aus, dass *jedes* Wort *auch* ein Ding ist. Fürs Erste soll dies heißen: Jedes Wort weist dingliche Qualität in dem Sinne auf, dass es eine sinnlich erfassbare, eine visuell, auditiv, haptisch oder anderswie wahrzunehmende Komponente aufweist. Gemeint ist damit eine prinzipiell an den Ort und die Zeit des jeweiligen Vorkommens und somit der jeweiligen Artikulation eines Wortes gebundene sinnlich wahrnehmbare Komponente, die mit dazu beiträgt, dass Kommunikationsakte situationsbezogen möglich werden, die aber *zugleich* dafür sorgt, dass eine restlose Funktionalisierbarkeit des entsprechenden Wortes oder der jeweiligen Wörter in kommunikativer, semantischer oder referentieller Hinsicht nicht stattfinden kann. Es gibt in Kommunikationsakten immer einen Rest, der sich nicht aufheben, der sich semantisch nicht restituieren lässt und der deshalb strukturell erratisch bleibt, und dieser Rest ist – nicht nur, aber auch – Effekt der dinglichen Qualität von Wörtern.[2]

Gäbe es die Möglichkeit, die dingliche Qualität von Wörtern vollständig abzuziehen, dann wären Letztere, wenn überhaupt, reine Gedanken. Auch von diesen ist allerdings nicht zweifelsfrei auszumachen, ob es sie, ohne jeden Bezug auf eine körperliche Realität, geben kann. Nicht nur

2 Eine strukturelle Verwandtschaft besteht hier zum Begriff des Restes im Eingangsmotto von Sigmund Freud sowie zu Lacans Begriff des ‚Sinthoms'. Vgl. Lacan (1975–76).

die aktuellen Forschungen im Bereich der Kognitionswissenschaft zum *embodiment* lassen hier Zweifel aufkommen.[3] Auch für all jene mentalen Prozesse, die in Form von Erinnerungen oder Vorstellungen das Bewusstsein durchkreuzen, dürfte die Behauptung schwer zu verteidigen sein, sie könnten sich ohne jede sinnliche Grundierung oder ohne sinnliche Begleiteffekte (zum Beispiel synästhetischer Art) ereignen. Auf der Ebene von Wörtern wiederum, also nicht von beliebigen Eindrücken, Erinnerungen und Vorstellungen, bedeutet dies: Auch erinnerte und vorgestellte Wörter bestehen aus phänomenalen Komponenten, selbst wenn diese nur in der Minimalvariante einer bloßen, kaum näher zu bestimmenden Bemerkbarkeit bestehen sollte.[4]

Abhängig von der Art ihres Vorkommens oder ihres Einsatzes sowie von der Aufmerksamkeit, die in der Rezeption auf sie gerichtet wird, gewinnt der Klang, die Schriftbildlichkeit, gelegentlich, wie bei den Wortskulpturen, auch die Haptik von Wörtern ein eigenes Gewicht. Je stärker die dingliche Qualität eines Wortes in den Vordergrund rückt, desto unselbstverständlicher wird die Bezeichnungsfunktion, die Wörter für gewöhnlich, wenn sie schlicht gebraucht werden, einnehmen. Das heißt nicht, dass von der semantischen Dimension abgesehen werden könnte. Diese ist immer mit im Spiel. Doch erschöpfen sich Wörter darin ebenso wenig wie ihre Anordnung zu Sätzen. Die Dinglichkeit der Wörter, ihre phänomenale Seite, ist viel weiter entfaltbar und in den realen Vorkommnissen tatsächlich weitaus vielfältiger akzentuiert, als der zeichentheoretische Gegensatz von Signifikant und Signifikat, der genau genommen eine Einheit in der Differenz ist, nahelegen könnte.

Richtet man die Aufmerksamkeit auf die dingliche Qualität eines Wortes, oder von Wörtern, auf ihre materielle, ihre körperliche, mithin ihre gegenständliche und in diesem Sinne widerständige Komponente, dann wird klar, dass die spezifische Dinglichkeit eines Wortes eine ebenso bestimmte Privilegierung in der Adressierung der möglichen Wahrnehmungssinne mit sich bringen kann: visuell durch Form, Farbe und Bildlichkeit der Schrift, akustisch durch die Gestaltung des Klangs, taktil durch Umriss, Gewicht, Oberflächenstruktur und sonstige Beschaffenheit des Wortmaterials, olfaktorisch, sofern die stoffliche Qualität eines Wortes wie etwa früher bei den Matrizenkopien die Absonderung entsprechender Geruchsnoten impliziert, oder geschmacklich, sofern die sprachkörperlichen Bestandteile eines realen oder potentiellen Wortes wie etwa im Falle der Buchstabensuppe darauf angelegt sind, verspeist zu werden…

3 Vgl. Gallagher (2005).

4 Weiter zu verfolgen wäre in diesem Zusammenhang die Frage nach der Übersetzbarkeit von Wortkörpern, wie sie etwa für den Traum kennzeichnend sind. Derrida geht in diesem Zusammenhang von einer grundsätzlichen Unübersetzbarkeit aus: „un corps verbal ne se laisse pas traduire ou transporter dans une autre langue. Il est cela même que la traduction laisse tomber.“ Derrida (1966), 312. Vgl. hierzu weiterführend: Cassin (1998), 1002-1005.

Die Vielfalt möglicher Adressierungen der Wahrnehmungssinne legt den Schluss nahe, dass auch die Bezeichnungspotenz von Wörtern – und darin eingeschlossen die fortwährende Möglichkeit zur Depotenzierung *bestimmter* Bezeichnungsfunktionen – als eine prinzipiell vielfältige zu konzipieren ist: Kontext und Ort, Situation und Dauer des zeitlichen Vorkommens eines Wortes werden im Verbund mit dem Akt der Rezeption als Faktoren kenntlich, die an der Konstitution von Bedeutung, oder aber an deren Unterminierung, mitbeteiligt sind. Ob die spezifische Dinglichkeit eines Wortes in der Rezeption anerkannt oder ausgeblendet wird oder ob sie in der Rezeption auf eine bestimmte Weise sogar erst geschaffen wird, indem man etwa ganz gezielt auf den Klang eines Wortes *achtet*, ist letztlich eine Frage der Lektürehaltung.

Wie auf der Seite der Produktion mit den denkbaren Rezeptionsweisen antizipierend umgegangen wird, wie diese provoziert, versuchsweise in bestimmte Bahnen gelenkt oder verhindert werden, steht zunächst einmal auf einem anderen Blatt. In jedem Fall kann die Produktion von Wörtern als Dingen, das heißt der aus einer bestimmten Konzeption von Wortdingen resultierende Einsatz von Wörtern im Sinne einer konkreten visuellen, akustischen oder anderswie sinnlich orientierten Ausgestaltung einer solchen Konzeption nicht darauf vertrauen, dass die für die Hervorbringung leitenden Motivationen und Intentionen in späteren Rezeptionsakten auch so nachvollzogen werden, wie sie vom konzipierenden Subjekt, d. h. von der Künstlerin oder vom Künstler, der Autorin oder dem Autor gemeint waren. Hingegen lassen sich über die sinnliche Ausgestaltung, die Artikulationsweise und die Art des Einsatzes eines oder mehrerer Wörter in einem bestimmten Kontext sowie über die tatsächlichen oder denkbaren Folgen, die daraus innerhalb eines Wortensembles und darüber hinaus resultieren, doch klare Aussagen treffen.

*

Wenn jedes Wort *auch* ein Ding und somit ein Wortding ist, so ist damit gesagt, dass Wörter sich nicht auf ihre undingliche, aphänomenale und unsinnliche, nicht auf ihre semantische, referentielle oder kommunikative Dimension reduzieren lassen. Nicht gesagt ist damit, dass Wörter *nur* Dinge seien, Dinge unter anderen Dingen. Das wäre schlicht unzutreffend. Wörter sind immer auch Zeichen und somit prinzipiell keine singulären und in ihrer Singularität materialisierten Vorkommnisse. Oder besser formuliert: Selbst und gerade dort, wo Wörter dezidiert, wie etwa

in Wortskulpturen, als Dinge mit räumlicher Ausdehnung an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit inszeniert werden, ist ihre Bezeichnungspotenz, die prinzipiell über den Ort und die Zeit des jeweiligen Vorkommens eines Wortes hinausweist, unaustilgbar. Inszenierungen von Wörtern als Dingen müssen damit rechnen, dass die derart inszenierten Wortdinge mehr als Dinge sind.

Das heißt nicht, dass ganz gewöhnliche Dinge wie Tische, Lampen oder Räder nicht ihrerseits Zeichen sein können. In der Regel sind derartige Dinge sogar mit klar zu benennenden Zeichenfunktionen belegt.[5] Darüber hinaus übernehmen sie oft genug handlungsbestimmende Funktionen.[6] Wortdinge jedoch bestehen notwendig und in diesem Sinne wesentlich aus Wörtern; sie bestehen aus Buchstaben, deren Verbund zu einem Wort oder Wörtern eine Primärorientierung am Zeichensystem der Sprache impliziert, selbst wenn dieses durch andere Festlegungen konterkariert wird. Diese konterkarierenden Aspekte kommen zuweilen gerade durch die spezifische dingliche Qualität eines Wortes ins Spiel. Sie bringen es mit sich, dass Wortdinge von anderen Dingen gelegentlich nur tendenziell zu unterscheiden sind und darüber hinaus an eine Reihe von Mischformen zu denken ist: Dinge etwa, die beschriftet sind, wobei die Beschriftung mehr oder weniger stark gewichtet sein kann.

5 Vgl. zu diesem Aspekt insbesondere die Beiträge in: Hennig (2010).

6 Vgl. Latour (2001).

Für die folgenden Beiträge stehen dagegen gerade diejenigen Wortdinge, d. h. diejenigen Inszenierungs- und/oder Betrachtungsweisen von Wörtern als Dingen im Vordergrund, die zunächst einmal von deren sprachlicher Verfassung ausgehen, darüber hinaus aber nach der jeweils aktualisierten oder denkbaren dinglichen Grundierung dieser Verfassung – oder ihrer Unterminierung – fragen. Diese Grundierung zeigt sich etwa in der Platzierung und materiellen Beschaffenheit eines Wortes innerhalb einer Anordnung von Schriftzeichen oder Bildern auf einer Buchseite oder im Rahmen einer öffentlichen Installation. Die Grundierung hat ihrerseits semantisches Gewicht, das in Kontrast oder Ergänzung zum lexikalischen Sinn stehen kann. In jedem Fall stehen die lexikalisch-semantische Dimension von Wortdingen und deren dinglich-bedeutende Qualität in einem Verhältnis der Inkongruenz, und dies schon deshalb, weil sich die eine Seite in der anderen nie vollständig aufheben lässt. Diese Inkongruenz ist jedoch kein Manko. Vielmehr kennzeichnet sie genau den Spielraum, der in konkreten Inszenierungen, d. h. in tatsächlich realisierten Konzeptionen von Wörtern als Dingen auf ganz unterschiedliche Weisen bespielt werden kann.

Die Art und Weise, wie dies im Einzelnen geschieht, ist hochgradig unterschiedlich. Die Unterschiedlichkeit ist jedoch, sofern erkannt, gerade aufschlussreich, kann sie doch dabei helfen, den Blick freizumachen für die Vielfalt an Faktoren, die in der Welt aus Zeichen, in der wir leben, deren Struktur und Dynamik bestimmen, und zwar in Form jeweils spezifischer *Umgebungen*. Im Fall der Literatur ist eine derartige Umgebung in der Regel durch das Blatt auf der Buchseite und dessen chronotopisch grundiertes Verhältnis zu einer Leserin oder einem Leser sowie deren oder dessen Umfeld bestimmt. Werden Texte vorgelesen oder auf der Bühne oder in einem noch öffentlicheren Raum oder Medium inszeniert, dann zählen zu diesen Umgebungen auch die für die Rezeption bestimmenden Orte, an denen die Texte – und in ihnen die Wörter als Wortdinge – eine oftmals nur temporäre Heimat finden. Noch vielfältiger werden diese Umgebungen, wenn man es mit Wortdingen zu tun hat, die ihren Weg durch unterschiedliche Medien nehmen: vom Graffiti an der Wand oder der Leuchtreklame am Hochhaus über fotografische oder filmische Reproduktionen davon bis hin zu den virtuellen Repräsentationen derartiger Phänomene auf den Bildschirmen mobiler Computer oder Smartphones.

Die Dinglichkeit eines Wortes ist letztlich in ganz elementarer Weise vom Ort abhängig, an dem es stattfindet, und der Zeit, in der es vernommen werden kann. Beide Faktoren wiederum sind mitbestimmt durch das Medium, in dem ein Wort oder eine Reihe bzw. eine Konstellation von Wörtern wahrnehmbar und schließlich lesbar wird: schwarz auf weiß gedruckt, als Leuchtreklame, als Klangaufzeichnung oder durch den Körper einer Sprecherin oder eines Sprechers, die oder der dadurch selbst zum Medium wird. Roland Barthes sprach, was Letzteres angeht, von der „Rauheit der Stimme", oder genauer, vom „Korn" oder der „Körnung der Stimme" („le grain de la voix").[7] Das Korn der Stimme ist die Spur des Körpers, der sich als Medium in der Stimme selbst mitartikuliert, und zwar auf je individuelle, spezifische Weise. Die körnige Stimme ist die Stimme, die nicht vergessen lässt, dass sie einem individuellen Körper entspringt (oder entsprungen ist, sofern man es etwa mit einer Aufnahme davon zu tun hat). Dabei orientiert Barthes die körnige Stimme explizit am Modell des Schreibens. Barthes zufolge ist die körnige Stimme „cette écriture chantée de la langue": „dieses durch die Sprache gesungene Schreiben".[8] Umgekehrt erwägt Barthes, ob es nicht auch so etwas wie eine medienspezifische Körnung im Schreiben und damit in der Schrift gibt.[9]

7 Vgl. Barthes (1972) (frz.) bzw. auf Deutsch: Barthes (1990) (dt.).

8 Barthes (1972), 242 (frz.), bzw. Barthes (1990), 275 (dt.) (Übersetzung modifiziert).

9 Vgl. Barthes (1972), 243 (frz.), bzw. Barthes (1990), 277 (dt.).

Von Wortdingen ist bei Barthes nicht die Rede. Es lässt sich jedoch fragen, ob das Modell, das er mit dem Korn der Stimme entwirft, nicht behilflich sein könnte bei der Beantwortung der wohl grundsätzlicheren Frage nach den möglichen Konturierungen der Dinglichkeit von Wörtern, und zwar auch dort, wo es sich nicht oder weniger direkt um Ergebnisse individuell-körperlicher Artikulationen handelt. Entscheidend wäre dann die von Barthes mit dem Primat der Stimme gekennzeichnete Situations- und Medienbezogenheit der jeweiligen Vernehmbarkeit von Sprache, d. h. die nicht vom Moment (um nicht zu sagen von der Präsenz) ihres sinnlich erfassbaren Vorkommens getrennte Artikulationsweise eines sprachlichen Ereignisses in seiner Konkretion. Wie Barthes wiederum an anderer Stelle, in seinen Erörterungen zu Cy Twombly, deutlich gemacht hat, lässt sich die Art, wie ein sprachliches Ereignis konkret wird, am besten wohl im Bild einer Szene beschreiben.[10] Obschon das Bild der Szene in den Fällen problematisch wird, wo man es mit einer bloßen Suggestion von Gleichzeitigkeit in der Begegnung unterschiedlicher Faktoren und Akteure zu tun hat, bringt es doch den Vorteil mit sich, dass es die Aufmerksamkeit auf das spezifische Zusammenspiel unterschiedlicher Elemente sowie die darin stets auch mitentworfene und vorstrukturierte mögliche Position der Rezipientin oder des Rezipienten lenkt.

10 Vgl. Barthes (1983), bes. 65-94.

Damit ist nicht gesagt, dass diese Position keine Freiheiten ließe. Aber gänzlich frei ist sie dann doch nicht: Texte, die in Büchern stehen, erzwingen eine bestimmte Lesehaltung, und wer sich Hörbücher anhört oder an Lesungen teilnimmt, muss sich jeweils auf ein bestimmtes Zeitregime sowie räumlich und technisch bestimmte Situierungspraktiken einlassen. Andernfalls bekäme man, wenn der Kopfhörer nicht sitzt, man das Buch nicht zur Hand hat oder man Zeit und Ort einer Lesung verpasst, einfach nichts mit von dem, was sprachlich stattfindet oder stattfinden sollte. Oder man ist allein auf das Gedächtnis angewiesen, darauf also, dass man sich selbst zum Ort des Auftauchens und Verschwindens von Wörtern erklärt. Von der materiell vorliegenden phänomenalen Beschaffenheit von Wörtern (wie der vorliegenden gedruckten auf diesem Papier) zu unterscheiden ist entsprechend der intrasubjektive Phänomencharakter von Wörtern, so wie er sich (etwa bei geschlossenen Augen) in Erinnerungs- und Vorstellungsakten in einer anderen, kurzweiligeren Ereignishaftigkeit akzentuiert – mit offenen Anschlussmöglichkeiten für weiterführende Erinnerungen, Bilder, Assoziationen etc., ohne dass diese ihrerseits sprachlich verfasst sein müssten.

Die zu berücksichtigende unterschiedliche Beschaffenheit von Wörtern als Dingen wird allerdings nie dazu führen, dass Wörter – mit mehr oder weniger großem Abstand zum nächsten Wort oder zu nächsten Wörtern – als dingliche Singularitäten beziehungslos bloß neben- oder hintereinander stünden: Ihre Teilhabe an der Sprache bleibt dadurch gesichert, dass sie zwar *auch*, aber eben *nie nur* Dinge sind. Somit bleibt auch die historisch-semantische sowie die strukturell und prozessual auf dem Prinzip der Wiederholbarkeit beruhende ‚Teilhaberschaft' am System der Sprache erhalten – nur dass dieses unter dem Aspekt der Dinglichkeit gesehen auf seine notwendigen materiellen und phänomenal manifesten Korrelate hin transparent bleibt. Für einen aufmerksamen Umgang mit Wörtern als Dingen in ihrem konkreten Vorkommen heißt all dies: Die Art, wie sie vereinzelt oder gehäuft, in Einzelexemplaren oder in massenweisen Reproduktionen vorkommen, wie sie wahrgenommen und schließlich erinnert werden (können), ist entscheidend für ihre jeweils spezifische Beschaffenheit und somit auch für ihre jeweils nur im Einzelnen zu bestimmende Attraktivität für den Umgang mit ihnen.

An dieser Stelle liegt nun der Einwand nahe, dass Wörter – und solche, die als Literatur im Umlauf sind, im Besonderen – ihre Bedeutung doch gerade durch ihre *nicht* vorhandene Einmaligkeit, ihre grundsätzliche Wiederholbarkeit, ihre Reproduzierbarkeit in unterschiedlichen Medien sowie ihre Differenz zu anderen, ebenso reproduzierbaren und faktisch unzählig reproduzierten Wörtern gewinnen. Der Erfolg von Gutenbergs Erfindung – und darauf beruhend der Erfolg literarischer Produktion seither – liegt doch gerade darin, dass die den Wörtern immer schon eingeschriebene Reproduzierbarkeit auf ein technisches Niveau gebracht wurde, von dem aus seither der Glaube, jedes einzelne Schriftstück sei in seiner Materialität wertvoll und achtenswert, obsolet erscheinen muss. Und noch absurder scheint es ausgehend von dieser Perspektive, einen derartigen Bezug zur Schrift, und somit auch zu den Wortdingen in dieser Form, im Zeitalter der Computer aufsuchen zu wollen. Es gebe, so könnte man mit Nelson Goodman sagen, eben ‚allographische' und ‚autographische' Kunstwerke: solche, die wie die Literatur nicht auf eine einmalige materielle Basis rekurrieren, und solche, die wie im Falle der Malerei eine solche Basis gerade zum Prinzip haben.[11]

11 Vgl. Goodman (1995), 112-122, bes. 115.

So weit, so gut: Dem bleibt allerdings nicht nur entgegenzuhalten, dass auch der Blick auf den Bildschirm stets in einer einmaligen Gegenwart stattfindet, in der das technisch reproduzierte Schriftbild und die Rezeptionsposition eine situativ bestimmte und szenisch zu beschrei-

bende Ding-Subjekt-Konstellation bilden, auch die Anstrengungen von Seiten einer ganzen Reihe von Künstlern und Literaten, sich mit der ja letztlich nur vermeintlichen Obsoleszenz der dinglichen Qualität wörtlicher und wortbezogener Kommunikation nicht abzufinden, sollten nicht vergessen gehen. Denn so wenig die grundsätzliche Reproduzierbarkeit von Zeichen und von Wörtern im Besonderen geleugnet werden kann und sollte, so wenig ist Reproduzierbarkeit eine Tatsache, die losgelöst von den jeweiligen Trägermedien zu denken ist, an denen sie sich bewähren kann und auf die sie angewiesen ist. Das gilt im Übrigen genauso und erst recht für Dinge aller Art, sofern man davon ausgeht, dass Dinge ihre eigenen Trägermedien *sind*: von der seltenen Porzellanvase bis zum industriellen Massenprodukt. Auf die Differenzen kommt es dann durchaus an.

Nimmt man Wörter in ihren unterschiedlichen Weisen des Vorkommens (auch) als Dinge wahr, dann erhöht sich die Chance, die Vermittlungs- und Übertragungsprozesse sprachlicher Artefakte, aber auch ganz gewöhnlicher Äußerungen sowie die ihnen zugrundeliegenden Techniken so differenziert zur Kenntnis zu nehmen, wie sie es verdienen. Andernfalls würde man dazu verleitet anzunehmen, dass die Lektüre beispielsweise des Wortes ‚Tisch' in einer Handschrift, in einem Drucktext, auf einem Plakat oder einer Bildschirmoberfläche im Grunde genommen immer demselben Semantisierungsmuster folgt und somit das Wort ‚Tisch' im strikten Sinne auch immer dasselbe bedeutet. Dass es Gründe gibt, an einem derartigen Sprachverständnis – im Sinne eines Postulats – festzuhalten, muss im Übrigen nicht bestritten werden. Aber der faktischen Kontextgebundenheit von Semantisierungsprozessen, zu der auch die jeweilige dingliche Qualität der im Spiel befindlichen Wörter gehört, kann ein solches Sprachverständnis nicht Rechnung tragen: Es genügt, um beim obigen Beispiel zu bleiben, das Wort ‚Tisch' durch das Wort ‚Wort' (oder das Wort ‚Ding'…) auszutauschen und dieses Wort in den unterschiedlichen Schriftträgern als Einziges stehen zu lassen, und man wird sehen, dass Semantisierungsprozesse spätestens dort, wo sie es mit selbstbezüglichen Sprachphänomenen zu tun haben, auf den spezifischen Ort des Vorkommens dieser Phänomene zurückverwiesen bleiben.

Das gilt auch und gerade dann, wenn man mit Derrida einig darin ist, dass ein jedes Zeichen die Möglichkeit mitimpliziert, mit seinem Kontext zu brechen, hebt doch der Bruch mit einem bestimmten Kontext und die Neueinschreibung in einen neuen die *jeweilige* Kontextbezogenheit

(eines Zeichens) als solche nicht auf.[12] Das Beispiel mit dem Wort ‚Wort' (oder ‚Ding') dürfte das schlagartig deutlich machen. Dabei sind selbstbezügliche Sprachphänomene dieser Art keineswegs auf künstlerische bzw. literarische Sprachexperimente beschränkt, sie gehören vielmehr – ob man nun mit Jakobsons poetischer Funktion der Sprache argumentieren möchte oder mit einer kritischen Weiterführung von Luhmanns Begriff der Selbstreferentialität – zum Prinzip einer jeden Form von Kommunikation. Nicht dass Selbstreferentialität als solche schon den Passepartout zur Dinglichkeit der Wörter liefern würde, sondern eher umgekehrt: Die Dinglichkeit der Wörter macht es möglich, den Begriff der Selbstreferentialität seinerseits konkreter an denjenigen phänomenalen Anhaltspunkten und den damit verbundenen je spezifischen medialen Kontexten und szenisch-dialogischen Partizipationsmöglichkeiten zu orientieren, ohne die er letztlich selbst leerliefe.

12 Vgl. Derrida (1972).

13 Einen guten Überblick über die Geschichte und Systematik dieser Ausklammerung gibt – bezogen auf die Materialität der Zeichen insgesamt – Mersch (2002), bes. 131-185. Zu den bedeutenden historischen Zäsuren im englisch- bzw. deutschsprachigen Raum vgl. außerdem Grazia (2000) und Schneider (2012).

*

Es versteht sich nicht von selbst, die Dinglichkeit von Wörtern eigens zu betonen. Auch und gerade im Feld der Sprachtheorie und Semiotik gehört es von Hegel über Saussure bis hin zu den neopragmatischen Strömungen der Gegenwart zum guten Ton, diesen Aspekt systematisch auszuklammern.[13] Als paradigmatisch können in diesem Zusammenhang Edmund Husserls Erörterungen zum „wortkonstituierenden Bewusstsein" gelten. Die dingliche Qualität von Wörtern wird in diesen Erörterungen schlicht als unwesentlich disqualifiziert:

> *Im wortkonstituierenden Bewusstsein ist nicht der bloße Wortlaut bewusst, als eine schlichte sinnliche Gegenständlichkeit, sondern das Wort, das ‚etwas bedeutet'; nicht in einem schlicht anschauenden, sondern in einem in Anschauung fundierten Bewusstsein konstituiert sich phänomenologisch das Wort, und das Wesen, das ihm dieses Bewusstsein vorschreibt, ist offenbar ein solches, dass wir das W o r t n i c h t a l s e i n e R e a l i t ä t a n s p r e c h e n k ö n n e n: als eine Realität in dem Sinn, in welchem wir ein Physisches oder Psychisches real nennen. In der Welt, in der ‚Natur' im weitesten Sinn, gibt es nicht so etwas wie Worte. Selbst das als Unterlage fungierende sinnliche Phänomen des ‚Wortlauts' ist genau besehen i m v e r b a l e n B e w u s s t s e i n n i c h t a l s R e a l e s g e s e t z t. Man achte darauf, dass diese sinnliche Unterlage mannigfach wechseln kann, während immerfort das Bewusstsein desselben, evident desselben Wortes, da ist. Es wird ‚das' Wort einmal aktuell*

ausgesprochen, das andere Mal ist es aktuell geschriebenes oder gedrucktes. Aber das erschallende Wort, das Tinten- und Papierwort ist nicht das Wort. Wäre der Schall, Tinte, Papier, diese ganze reale Sphäre, worin diese Wort-Dinge sind, Illusion, Schein, nichtige Realität, so litte das betreffende Wort selbst mitsamt seinem Wort-Leib nichts.[14]

Bemerkenswert an diesen Ausführungen ist allerdings, dass auch Husserl nicht darum herumkommt, die „sinnliche Unterlage" immerhin zu erwähnen. Seine Phänomenologie ist in der Hinsicht so redlich, dass sie sich offenbar nicht vollkommen gegen ihre sinnlichen Korrelate wenden kann. Außerdem zeugen die umfangreichen Unterstreichungen im Manuskript, die oben als Sperrdruck erscheinen, wie sehr Husserl der sinnlichen „Unterlage" in ganz praktischer Hinsicht sogar zu einer erstaunlich dominanten Stellung verhilft. Es scheint also, anders gesagt, auch für Husserl eine Notwendigkeit zu geben, diese Dimension durchaus zu beachten, und zwar gerade in dem Maße, wie er auf der Ebene der expliziten Thematisierung erkennbar darum bemüht ist, sie als unwesentlich zu kennzeichnen.

Es stellt sich indessen die Frage, ob die von Husserl so sehr forcierte Scheidung zwischen einer (unwesentlichen) realen Sphäre der „Wort-Dinge" und dem (wesentlichen) „Bewusstsein desselben, evident desselben Wortes" wirklich nötig und darüber hinaus trennscharf durchzuführen ist? Dass sich im „Bewusstsein […] desselben Wortes" bei wechselnder Unterlage ausgerechnet die Einsicht einstellen soll, dass es sich „evident" um dasselbe Wort handelt, strapaziert den Begriff der ‚Evidenz' gerade an dem Punkt, wo dessen sinnliche, vom ‚Sehen' hergeleitete Grundierung aufgerufen, von Husserl aber ausdrücklich negiert wird.[15] Zu einer immerhin denkbaren positiven Bestimmung der Illusion und des Scheins ringt Husserl sich aber auch nicht durch, obschon die merkwürdig unterbestimmte Rede vom „Wort-Leib" hier einen Anhaltspunkt finden könnte.

Der Zwiespalt zwischen der sinnlichen „Gegenständlichkeit" eines Wortes und dessen Potenz, etwas zu bedeuten, zieht sich durch die gesamten Ausführungen Husserls. Er tritt umso schärfer zutage, je mehr Husserl sich darum bemüht, einen ganz bestimmten Begriff des ‚Wortes' herauszustellen, einen Begriff, der sich vom Zeichen herleitet, im Grunde genommen aber auf ein reines Signifikat (falls es das geben sollte…) hinausläuft. Dass der Zwiespalt von Husserl nicht ausgeschaltet werden

14 Husserl (1893/94–1921), 113. Der Text wurde vermutlich im März/April 1914 geschrieben und stammt aus der achten Beilage zur Neuauflage der sechsten *Logischen Untersuchung*.

15 Diese Negation ist Husserl zufolge auch für das Lesen – für *sein* Lesen – bestimmend: „Lesend sind die Wortzeichen auf dem Papier, ich nehme sie aber nicht als reale Zeichen auf dem Papier." Husserl (1893/94–1921), 114.

kann, liegt im Zeichencharakter selbst begründet. Auf der Ebene der in den *Logischen Untersuchungen* entworfenen Zeichentheorie handelt es sich um den Gegensatz zwischen „Anzeichen“ und „Ausdruck“, der von Derrida in *La voix et le phénomène* prominent der Kritik unterzogen wurde.[16]

Was den unscharfen, doch in seiner Unschärfe gerade aufschlussreichen, weil auf seine partikularen Vorkommnisse ebenso wie auf seine verallgemeinerbaren semantischen Implikate beziehbaren und orientierbaren Begriff des ‚Wortes‘ angeht[17], so bildet allerdings bereits dessen Bestimmung als ‚Zeichen‘ eine Restriktion. Durch eine Dekonstruktion des Gegensatzes zwischen „Anzeichen“ und „Ausdruck“ ist diese Restriktion nicht wettzumachen. Denn in diesem Fall verbleibt selbst die Dekonstruktion – zumindest tendenziell – noch ganz innerhalb des Paradigmas des Zeichens und eignet sich somit kaum dafür, die dinglichen Komponenten eines Wortes anzuerkennen, d. h. gerade diejenigen, die nicht restlos in der für Worte zwar elementaren, aber nicht vollumfänglich bestimmenden Bedeutungsfunktion aufgehen. Es ist hier nicht der Ort, die von Derrida initiierte Kritik an Husserl weiter zu würdigen, zu kritisieren, zu wiederholen oder zu ergänzen. Auch geht es nicht darum, die von Husserl hervorgehobene Bedeutungspotenz und -notwendigkeit von Wörtern zu leugnen. Sondern es geht einzig darum klarzustellen, dass die Annahme, dass Wörter *auch* Dinge sind, im Prinzip gar keinen Widerspruch zur Tatsache bildet, dass Wörter ebenso immer *auch* bedeuten, *auch* als Dinge…

Andere Theoretiker haben mit dem durch dieses ‚auch‘ angesprochenen Doppelcharakter von Wörtern weniger Mühe gehabt als Husserl. Im ersten Band seiner *Philosophie der symbolischen Formen* von 1923 (*Die Sprache*) betont Ernst Cassirer bereits „die eigentümliche Doppelnatur“ nicht nur von Wörtern, sondern von Zeichen und Bildern, d. h. von Symbolen überhaupt. Diese „Doppelnatur“ besteht Cassirer zufolge in der „Gebundenheit“ der Symbole „ans Sinnliche, die doch zugleich eine Freiheit vom Sinnlichen in sich schließt. In jedem sprachlichen ‚Zeichen‘, in jedem mythischen oder künstlerischen ‚Bild‘ erscheint ein geistiger Gehalt, der an und für sich über alles Sinnliche hinausweist, in der Form des Sinnlichen, des Sicht-, Hör- oder Tastbaren umgesetzt.“[18]

Explizit und affirmativ auf den Dingcharakter von Wörtern, so wie er zumindest in bestimmten sprachlichen Artikulationsformen und Verwendungszusammenhängen eigens Gewicht gewinnt, geht Claude Lévi-Strauss in *La pensée sauvage* (*Das wilde Denken*) von 1962 ein. Es findet sich darin der Hinweis, dass im mythischen Denken, die „signes“ („Zei-

16 Vgl. Derrida (1967).

17 Erinnert sei hier an Blumenbergs Verständnis des Begriffs, der – hier zu beziehen auf den Begriff des ‚Wortes‘ – genügend „Spielraum“ aufweisen können muss, um überhaupt operabel werden zu können. Vgl. Blumenberg (2007), 11 f.

18 Cassirer (1923), 40. Vgl. hierzu auch Mersch (2002), bes. 166-172.

chen") immer auch den „rang de choses signifiées" („Rang bezeichneter Dinge") einnehmen.[19] Doch so wie der „bricoleur" („Bastler") durch den „ingénieur" („Ingenieur") nicht einfach abgelöst und überwunden wird, so insistiert Lévi-Strauss zufolge auch das mythische Denken noch im wissenschaftlichen und bildet dessen (wenn auch in der Regel verdrängte) Grundlage.[20] Dass Wörter auch als Dinge infrage kommen und als solche ebenso angesprochen werden können, verweist letztlich auf eine grundlegende „ambiguïté du signe" („Zweideutigkeit des Zeichens"), die wiederum Jean-Paul Sartre in *Qu'est-ce que la littérature?* (*Was ist Literatur?*) von 1947/1948 zum Anlass einer Unterscheidung zwischen zwei grundsätzlich verschiedenen möglichen Umgangsformen mit dieser Zweideutigkeit genommen hat. Etwas plakativ ordnet Sartre diese beiden denkbaren Umgangsformen zwei unterschiedlichen Sprechertypen zu: dem Menschen, der einfach so „spricht", und dem Dichter, der den Wörtern in ihrer Dinglichkeit eine eigene „Realität" zugesteht:

> *En fait, le poète s'est retiré d'un seul coup du langage-instrument; il a choisi une fois pour toutes l'attitude poétique qui considère les mots comme des choses et non comme des signes. Car l'ambiguïté du signe implique qu'on puisse à son gré le traverser comme une vitre et poursuivre à travers lui la chose signifiée ou tourner son regard vers sa réalité et le considérer comme un objet. L'homme qui parle est au-delà des mots, près de l'objet; le poète est en deçà.*[21]
>
> *In Wirklichkeit hat sich der Dichter mit einem Schlag von der Instrument-Sprache zurückgezogen; er hat ein für allemal die poetische Haltung gewählt, die die Wörter als Dinge und nicht als Zeichen betrachtet. Denn die Zweideutigkeit des Zeichens schließt ein, daß man es je nach Belieben entweder wie eine Scheibe durchdringen und durch es hindurch das bezeichnete Ding verfolgen oder aber seinen Blick seiner Realität zuwenden und es als Gegenstand betrachten kann. Der Mensch, der spricht, ist jenseits der Wörter, beim Gegenstand; der Dichter ist diesseits davon.*[22]

Dem Diktum Husserls, dass man das „Wort nicht als eine Realität ansprechen" könne, d.h. „als eine Realität in dem Sinn, in welchem wir ein Physisches oder Psychisches real nennen", wird hier also explizit widersprochen, und zwar im Namen der Dichtung.

Bereits Ende 1944, im Aufsatz *L'homme et les choses*, geht Sartre ausführlicher auf diese der Dichtung zugeschriebene Sprachauffassung ein. Er bezieht sich dabei explizit auf Francis Ponge und versucht die Bedingungen zu rekonstruieren, die Ponge (und mit ihm andere) dazu veranlasst haben, die Dinglichkeit der Wörter durch deren Verwandlung

19 Lévi-Strauss (1962), 49 (frz.), Lévi-Strauss (1968), 50 (dt.).

20 Die besonders in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückte Dialektik zwischen Mythos bzw. Magie und vernünftigem bzw. wissenschaftlichem Denken ist im Übrigen kennzeichnend und leitend nicht nur für eine ganze Reihe von Theorien zur Wortdinglichkeit, sondern für Dingtheorien überhaupt. Vgl. hierzu einführend: Böhme (2006), 39-153. Weiteren Aufschluss zur Dingtheorie versprechen die angekündigten Beiträge in: Därmann (2013).

21 Sartre (1948), 64 (frz.). Zuerst erschien der Essay 1947 in der von Sartre selbst herausgegebenen Zeitschrift *Les Temps Modernes* (in mehreren Folgen).

22 Sartre (1981), 17 (dt.).

in „mots-choses“[23] in den Vordergrund der dichterischen Auseinandersetzung mit der Welt zu rücken. Sartre nennt die mit dem Ersten Weltkrieg bereits einsetzende Enttäuschung der Dichter über die Sprache, die durch Kriegsparolen und sonstige Instrumentalisierungsformen völlig entwertet schien. Die Suche nach einer wahreren, direkteren, sachlicheren, dinglicheren Sprache sieht Sartre vor diesem Hintergrund. Dabei hält er bereits fest, dass die dichterische Zuwendung zur Dinglichkeit der Wörter eine individuelle und bestenfalls auch nicht verheimlichte Entscheidung des Schriftstellers zu dieser Sprachauffassung voraussetzt und deshalb nicht alternativlos ist.

Die in *Qu'est-ce que la littérature?* dann explizit werdende Unterscheidung zwischen dem Menschen, der einfach so spricht, der aber sein Sprechen auch eher unter Kontrolle halten kann, und dem Dichter, der das Wort als Ding mit einer eigenen Realität betrachtet, ist in *L'homme et les choses* also bereits angelegt. Aber in *Qu'est-ce que la littérature?* wird die Unterscheidung richtiggehend forciert. Es fehlte denn auch nicht an Kritik daran, zuletzt von Jacques Rancière, der zu Recht darauf hingewiesen hat, dass auch und besonders die von Sartre an diese Unterscheidung geknüpften politischen Implikationen auf einem verkürzten Konzept von Dichtung ebenso wie von Politik beruhen.[24] Während Sartre schließlich allein der Prosa zugesteht, im Sinne eines ‚Engagements' in die Geschehnisse der Welt eingreifen zu können, ist die von ihm davon unterschiedene Poesie im Grunde zur (politischen) Belanglosigkeit verurteilt. Dabei hätte doch, so das Argument, das man im Anschluss an Rancière formulieren kann, gerade die Poesie in ihrer (unterstellten) Aufmerksamkeit gegenüber dem Wort als Ding das Zeug dazu, politisch in dem Sinne zu sein, dass sie sich mit der Welt, wie sie scheinbar als ‚gegeben' vorausgesetzt werden kann, nicht zufriedengibt.

Es ist diese Perspektive nicht nur auf die Poesie im engeren Sinne, sondern auf Literatur insgesamt, die Maurice Blanchot bereits gut ein Jahr vor dem Erscheinen von Sartres *Qu'est-ce que la littérature?* in einem Aufsatz deutlich zu machen versucht hat. Der Aufsatz erschien zuerst 1946 unter dem Titel *Mallarmé et le langage* in der Zeitschrift *L'Arche*, 1949 wurde er unter dem Titel *Le mythe de Mallarmé* in die Sammlung *La part du feu* aufgenommen. Es ist offensichtlich, dass Blanchot darin bereits kritisch auf Sartre Bezug nimmt, und zwar noch bevor dieser in *Qu'est-ce que la littérature?* (möglicherweise seinerseits als Reaktion auf Blanchot) derart explizit Stellung bezieht. Die Pointe von Blanchots Überlegungen besteht darin, dass er die Dinglichkeit der Wörter, so wie

23 Sartre (1944), 233 (frz.). Die deutsche Übersetzung spricht an dieser Stelle von „Ding-Worten“. Vgl. Sartre (1962), 252 (dt.).

24 Vgl. Rancière (2007), bes. 13-20.

er sie in der Literatur insgesamt in den Vordergrund gerückt sieht, als einen politischen Appell versteht, der nicht darauf abzielt, die Welt mit ganz bestimmten (literarischen) Sprachhandlungen zu verbessern, sondern darauf, die Annahme einer als selbstverständlich vorausgesetzten und durch einzelne Sprachhandlungen verbesserbaren Welt als solche in Frage zu stellen.

Zugespitzt formuliert könnte man sagen: Blanchot zufolge geht es in der Literatur nicht darum, eine – wie auch immer eigenartige, individuelle – Sprachhandlung auszuführen, sondern es geht bestenfalls darum, durch die Aufmerksamkeit auf die Wörter in ihrer primär nachbarschaftlich fundierten Bedeutungspotenz und somit in ihrem kritischen Bezug zur Annahme einer Welt jenseits der Buchstaben zu einem befreiten Umgang sowohl mit der Sprache als auch mit der Welt zu gelangen, die durch Sprache letztlich mitentworfen wird. „Wohin strebt das Schreiben? Daraufhin, uns von dem zu befreien, was ist." („A quoi tend l'écriture? A nous libérer de ce qui est.")[25] Die Zuwendung zur Sprache richtet sich auf die „materielle Form der Wörter" („la forme matérielle des mots")[26], auf das Wort als ein „geschriebenes Ding" („chose écrite")[27], und die entsprechende Arbeit damit geht einher mit der Suspendierung der Annahme, Wörter müssten im Dienst bestimmter Sprachhandlungen stehen. „How to Do *Things* with Words" wäre entsprechend die Akzentuierung, die man in die wohlbekannte Wendung von John L. Austin einführen könnte, um eine Art des Umgangs mit den sprachlichen Elementen als Dingen zu beschreiben, der diesen die Macht zugesteht, die Welt mitsamt den Subjekten, die sich in ihr bewegen, zu verwandeln.

25 Blanchot (1949), 46.
26 Blanchot (1949), 48.
27 Blanchot (1949), 48.

Blanchots Ausführungen liegen zeitlich vor den grundlegenden Beiträgen Austins zur Sprechakttheorie. Sie teilen mit diesen letztlich nur die Annahme, dass Sprache nicht nur eine denotative, sondern auch eine performative Dimension aufweist, wobei Blanchot diese Dimension im Hinblick auf die tatsächlich vollzogenen Akte primär als einen Prozess der Vernichtung begreift: Mit Hegel geht Blanchot davon aus, dass Sprache durch den Akt der Nennung eine Realität gewinnt, die sich losgelöst von dem oder gar um den Preis dessen formiert, was durch Sprache vermeintlich bloß bezeichnet wird. Faktisch hebt Sprache das auf, was sie bezeichnet: Sie bewahrt es (durch die Wörter), zerstört es aber auch in dem Sinne, dass die Realität des Bezeichneten für das reine Funktionieren der Sprache irrelevant wird. Das Wort ‚Blume' existiert auch ohne die Blume, die es irgendwann einmal bezeichnet haben mag oder bezeichnen wird. Stéphane Mallarmé dient Blanchot dabei als Stichwortgeber:

Je dis: une fleur! et, hors de l'oubli […] en tant que quelque chose d'autre que les calices sus, musicalement se lève, idée même et suave, l'absente de tous bouquets.[28]

Ich sage: eine Blume! und außerhalb der Vergessenheit […] erhebt sich als etwas Anderes als die bekannten Blütenkelche, musikalisch, Idee gleichsam und lieblich, die Abwesende aller Blumensträuße.[29]

Als gesagte, als wörtlich gefasste „Blume" impliziert dieses Wort die Abwesenheit jener realen Blumen, die zusammen ganze „Blumensträuße" bilden könnten. Eben dadurch aber wird sie selbst, das ist Blanchots Argument, zu einem sprachlichen Ding, zu einem Wort mit einer eigenen Klanglichkeit, Bildlichkeit und, daraus hervorgehend, Bedeutungspotenz.

On aperçoit maintenant autour de quel point dangereux tournent les réflexions de Mallarmé. D'abord, le langage tient dans une contradiction: d'une manière générale, il est ce qui détruit le monde pour le faire renaître à l'état de sens, de valeurs signifiées; mais, sous sa forme créatrice, il se fixe sur le seul aspect négatif de sa tâche et devient pouvoir pur de contestation et de transfiguration. Cela est possible dans la mesure où, prenant une valeur sensible, il devient lui-même une chose, un corps, une puissance incarnée. Présence réelle et affirmation matérielle du langage lui donnent pouvoir de suspendre et de congédier le monde.[30]

Wir sehen nun, um welchen gefährlichen Punkt Mallarmés Reflexionen kreisen. Zunächst befindet sich die Sprache in einem Widerspruch: Allgemein betrachtet ist sie das, was die Welt zerstört, um sie auf der Ebene des Sinns, des Bedeuteten wiederauferstehen zu lassen; in schöpferischer Hinsicht richtet sie sich jedoch ganz auf den einzigen negativen Aspekt ihrer Aufgabe und wird zur reinen Macht des Protests und der Verwandlung. Dies ist in dem Maße möglich, wie sie, indem sie fühlbar wird, selbst ein Ding wird, ein Körper, eine inkarnierte Macht. Realpräsenz und materielle Bejahung der Sprache geben ihr die Macht, die Welt aufzuheben und sich von ihr loszusagen.[31]

Die *geteilte* Dinglichkeit von Sprache und weltlichen Vorkommnissen macht es Blanchot schließlich auch möglich, die Lehre von Kratylos in einer aktualisierten Form wieder aufzunehmen: Wenn die Wortdinge jenen Dingen ähnlich sind, die sie nicht etwa bezeichnen, sondern die, wie sie, zunächst einmal einfach *sind*, dann kann von einer Verwandtschaft gesprochen werden, die sich dem Gegensatz von natürlicher oder willkürlicher Zeichenhaftigkeit entzieht.[32] Überhaupt liegen hier die Anschlussstellen zur kratyleischen Sprachauffassung auf der Hand.[33]

28 Mallarmé (1897), 213.
29 Übersetzung von S. Z.
30 Blanchot (1949), 44 f.
31 Übersetzung von S. Z.
32 Vgl. Blanchot (1949), 45.
33 Vgl. Genette (1976).

In der Literatur des 20. Jahrhunderts sowie in den darauf bezogenen Sprachtheorien gewinnen die Überlegungen zur Dinglichkeit der Sprache und des Wortes im Besonderen (Blanchot spricht an anderer Stelle explizit von einer „réalité des mots", einer „Realität der Wörter", die in der Tatsache bestehe, „que les mots aussi sont des choses", „dass auch die Wörter Dinge sind"[34]) eine andere Ausrichtung. Im Vordergrund steht nicht die Frage nach der ‚richtigen' Bezeichnung, sondern die Frage nach den Optionen, die sich eröffnen, wenn man sich die Freiheit nimmt, Wörter als Dinge zu konzipieren.

Wohin diese Freiheit führen kann, ist mit einer bloßen Aufmerksamkeit auf die Dinglichkeit der Wörter noch nicht entschieden. Das Pathos der Freiheit, das Blanchots Text noch erstaunlich ungebrochen durchzieht, hat sich in der Folge kaum noch halten können. Denn immerhin wusste man seit den *Parole in libertà* von Filippo Tommaso Marinetti, dass der Wunsch nach einer derartigen Freiheit der Worte ohne weiteres mit unverhohlener Sympathie etwa für den Faschismus einhergehen konnte. Die Freiheit der Worte kann eben in allerlei Richtungen ausschlagen, auch an die Innovationen der Werbeindustrie ist hier zu denken. Entsprechend reserviert verhielten sich Dichter wie Paul Celan nach dem Zweiten Weltkrieg zur bloßen Feier des Materials im Medium etwa der Lautpoesie.[35] Zwar hielt Celan insbesondere dem Surrealismus zugute, dass er die Einsicht „Les jeux ne sont pas encore faits"[36] wachhielt (auch eine kritische Anspielung auf Sartres Drehbuch-Roman *Les jeux sont faits* von 1947 lässt sich hier heraushören). Celan selbst sah jedoch, nicht zuletzt durch seine Auseinandersetzung mit den Schriften Blanchots, eine Notwendigkeit darin, das „Vergegenständlichen, zum Gegenstand-Werden […] des Gedichts […] auch im Vokabular (wie es ja überall um ein sich verkörpern geht […])"[37] als einen dialogischen Prozess zu sehen.

In dieser sowie in weiteren Notizen zu seiner am 22. Oktober 1960 in Darmstadt gehaltenen Rede zur Verleihung des Georg-Büchner-Preises mit dem Titel *Der Meridian* kommt Celan explizit auf die „Wortdinge im Gedicht" zu sprechen, wobei er diesen Dingen eine eigene Zeitlichkeit zugesteht: „Die dingfest gemachten Worte, die Wortdinge im Gedicht, […] sie halten […] auf ihr Ende zu […]: sie stehen im Licht einer Letztdinglichkeit".[38] Die Notizen berichten vom Versuch Celans, die als „Wortdinge" bezeichneten Wörter in einem Gedicht nun ihrerseits nicht als gesicherte Begebenheiten zu betrachten, sondern als fragile Elemente, die letztlich darauf angewiesen sind, in einer antwortenden

34 Blanchot (1982), 90 f.

35 Vgl. Celan (1999), 66 f. [Nr. 43-47].

36 Celan (1999), 87 [Nr. 116]. Im Kontext: „Im Surrealismus war mancherlei. Aber in diesem Mancherlei war auch, neben dem gewiß anfechtbaren Psychogramm, dieser – zentrale – Gedanke: Les jeux ne sont pas encore faits – ein jede echte dichterische Intention begleitender Gedanke. Seither: die Karten sind, ohne gemischt worden zu sein, verteilt; auf keiner dieser Karten ist ein Abbild dessen zu sehen, was der Dichter meinen könnte."

37 Celan (1999), 145 [Nr. 508].

38 Celan (1999), 146 [Nr. 517].

und verantwortenden Lektüre bzw. Begegnung mit einem anderen ihr „Ende“ zu finden, wobei dieses „Ende“, immer wieder von neuem, den Anfang eines dialogischen Prozesses bedeuten sollte.

Die schiere Materialität des gedruckten Wortes in seiner Druckerschwärze bot für dieses Unternehmen eher ein Hindernis als einen Vorteil, suggeriert das gedruckte Wort doch gerade eine Dauerhaftigkeit und Unverrückbarkeit, die dem angestrebten Dialogcharakter in die Quere kommen kann. Die Konsequenz, die Celan aus diesem Dilemma zog, war schließlich der Versuch, Gedichte so zu schreiben, dass diese über die impliziten oder expliziten Du-Ansprachen die widerständige Dinglichkeit des buchstäblich Dastehenden als eine immer wieder von neuem zu entdeckende Veranlassung zum Dialog und somit auch zu einem weiterführenden Wahrnehmungs-, Denk- und Erinnerungsprozess in den Vordergrund rücken.

*

Inwieweit der hier ausschnittweise rekonstruierte Diskurs über Wortdinge, so wie er sich insbesondere über Sartre, Blanchot und Celan herleiten lässt, systematisch trägt und inwiefern er sich auch in konkreten Textlektüren bewähren kann, bleibt erst noch abzuwarten. Die Aufmerksamkeit auf das Wort als Ding oder einzelne Wörter als Dinge muss im Einzelnen voraussichtlich erweitert werden, weil die konkreten Vorkommnisse sprachdinglicher Phänomene ja bereits auf kleinerer Stufe ansetzen können: bei Silben, Buchstaben oder Satzzeichen – oder sogar schon beim bloßen Ansatz zu einem Strich? Darüber hinaus reicht das denkbare sprachdingliche Spektrum von Wörtern über Sätze bis zu ganzen Texten oder Werken. Dabei können Wörter oder Wortbestandteile dinglichen Charakter auch primär auf der Ebene ihrer *Anordnung* auf einer Seite gewinnen: Stéphane Mallarmés Konstellationen im *Coup de dés* oder Apollinaires *Calligrammes* sowie überhaupt die Beispiele aus der Tradition der visuellen Poesie geben dafür reiches Anschauungsmaterial. Hier kann letztlich nur im Einzelfall entschieden werden, auf welcher Ebene – der des Wortes, der Buchstaben, der Anordnung etc. – die literarische bzw. künstlerische Auseinandersetzung mit dem dinglichen Charakter der involvierten sprachlichen Elemente tatsächlich stattfindet.

Des Weiteren stellt sich die Frage nach den Übergangsstellen, aber auch den Abgrenzungsnotwendigkeiten des Diskurses rund um Wortdinge sowie der entsprechenden Praktiken zu anderen Traditionen,

so etwa, wie bereits angedeutet, zum kratyleischen Sprachdenken, dessen implizites Projekt allerdings ein anderes ist, zu den Theorien des Namens, deren Aufmerksamkeit auf die (angestrebte) singuläre Bezeichnungsfunktion in der Regel jedoch nicht mit einer Reflexion auf die entsprechenden materiellen Implikationen einhergeht[39], sowie schließlich zur breit geführten Diskussion rund um die Materialität der Zeichen, der Kommunikation und der Literatur im Besonderen.[40] Wobei hier zu sagen ist, dass in der Materialitätsdebatte die in den genannten Wortding-Theorien stets mitadressierte Problematik des jeweiligen Ding-Subjekt*verhältnisses* auf der Ebene sowohl der Produktions- wie der Rezeptionsprozesse in der Regel kaum eine Rolle spielt.

Erläuterungsbedürftig ist weiterhin die Frage, wie sich Wortdinge zu jenen Dingen verhalten, die durch sie gleichwohl bezeichnet werden, sofern es sich wie bei der ‚Lampe' , dem ‚Tisch' oder dem ‚Rad' um durch Worte bezeichnete *Dinge* handelt (und nicht etwa um abstrakte Größen, Prozesse, grammatikalische Funktionen etc.). Sicherlich greift hier der von Kurt Oppert 1926 geprägte Begriff des ‚Dinggedichts' zu kurz, weil er im Grunde nur sprachlich evozierte und nicht sprachlich verkörperte Dinge zu beschreiben erlaubt.[41] Doch was passiert, wenn – wie in Stefan Georges Gedicht *Das Wort* – in einem Gedicht das ‚Wort' wie in einem klassischen Dinggedicht als Ding angesprochen wird? In welchem Verhältnis stehen die sprachlich evozierten Dinge, die sich im Prinzip an ganz unterschiedlichen Ding-Konzepten orientieren können (vom kantischen ‚Ding an sich' über den ‚idealen Gegenstand' im Dinggedicht nach Kurt Oppert bis beispielsweise zum ‚epistemischen Ding'[42] nach Hans-Jörg Rheinberger oder ganz konkret gefassten Deskriptionsobjekten), zu den dinglichen Qualitäten des faktisch Les- bzw. Hörbaren? Auch diese Fragen lassen sich nur in einzelnen Auseinandersetzungen klären. Als Fragen mögen sie immerhin darauf aufmerksam machen, dass die Differenz zwischen sprachlich evoziertem und sprachlich verkörpertem Ding selbst den Einsatzpunkt einer poetischen bzw. ästhetischen Arbeit bilden kann. Bezeichnet wäre damit gleichzeitig eine Differenz, an der entsprechende Forschungen zur Sprachdinglichkeit *in concreto* ansetzen könnten.

Der abschließende Dank geht an alle Beiträgerinnen und Beiträger des vorliegenden *figurationen*-Heftes für ihre Bereitschaft, sich auf das Thema einzulassen, sowie an Barbara Naumann und ihr Redaktionsteam (Marc Caduff und Georges Felten) im Besonderen für die geleistete Arbeit und,

39 Vgl. Petzer u. a. (2009).

40 Vgl. Gumbrecht/Pfeiffer (1988). Bereits an der Konjunktur des Darstellungsbegriffs seit dem späten 18. Jahrhundert (im Unterschied etwa zu dem der Nachahmung) wäre zu zeigen, inwiefern es gerade die zeichenhaft-materiellen Implikate im Darstellungsprozess sind, die dessen theoretische Bestimmung so herausfordernd machen. Bei Leo Spitzer (*Stilstudien*) und Erich Auerbach (*Mimesis*) steht die Aufmerksamkeit auf diese Implikate noch ganz im Zeichen der Stilkritik, allerdings mit offenen Anschlussmöglichkeiten zur späteren Materialitätsdebatte. Letzteres gilt auch für die grundlegenden Arbeiten aus dem Kontext des Russischen Formalismus.

41 Vgl. Oppert (1926). Die materiellen Aspekte des Dinggedichtes selbst bleiben sogar explizit von den Erörterungen ausgeschlossen, da es sich bei diesen Aspekten um den „Dingcharakter nur [!] des Sprachlichen" (783) handle.

42 Vgl. Rheinberger (2001).

vorab, das wohlwollende Interesse und die damit verbundene Offenheit und Neugierde. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Seminars „Wortdinge“ vom Herbstsemester 2012 an der Universität Zürich sowie vor allem Stefanie Heine, mit der ich dieses Seminar geleitet habe, gaben dem Projekt den nötigen dialogischen Rückhalt und Ansporn, ebenso die Diskussionen im Anschluss an einen Vortrag zum Thema, den ich auf Einladung von Bernhard Metz im Januar 2013 am Peter Szondi-Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der Freien Universität Berlin halten durfte.

Bibliographie

Barthes, Roland (1972): „Le grain de la voix“. In: ders.: *L'obvie et l'obtus. Essais critiques III*. Paris: Seuil, 1982, 236-245.

Barthes, Roland (1983): *Cy Twombly*. Übers. v. Walter Seitter. Berlin: Merve.

Barthes, Roland (1990): „Die Rauheit der Stimme“. In: ders.: *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Kritische Essays III*. Aus dem Franz. v. Dieter Hornig. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 269-278.

Blanchot, Maurice (1949): „Le mythe de Mallarmé“. In: ders.: *La part du feu*. Paris: Gallimard, 35-48.

Blanchot, Maurice (1982): *Die Literatur und das Recht auf den Tod/La littérature et le droit à la mort*. Französisch und deutsch, übers. v. Clemens-Carl Härle. Berlin: Merve.

Blumenberg, Hans (2007): *Theorie der Unbegrifflichkeit*. Aus dem Nachlass hg. v. Anselm Haverkamp. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Böhme, Hartmut (2006): *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, ^{3}2012.

Cassin, Barbara (1998): „Le statut théorique de l'intraduisible“. In: *Encyclopédie philosophique universelle*. Hg. v. André Jacob. Bd. IV: Le discours philosophique. Hg. v. Jean-François Mattéi. Paris: PUF, 998-1013.

Cassirer, Ernst (1923): *Philosophie der symbolischen Formen. Erster Teil. Die Sprache*. Hamburg: Felix Meiner, 2010.

Celan, Paul (1999): *Der Meridian. Endfassung. Entwürfe. Materialien*. Hg. v. Bernhard Böschenstein u. Heino Schmull unter Mitarbeit v. Michael Schwarzkopf u. Christiane Wittkop. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Därmann, Iris (2013): *Kraft der Dinge: Phänomenologische Skizzen*. München: Wilhelm Fink.

Derrida, Jacques (1966): „Freud et la scène de l'écriture“. In: ders.: *L'écriture et la différence*. Paris: Seuil 1967, 293-340.

Derrida, Jacques (1967): *La voix et le phénomène. Introduction au problème du signe dans la phénoménologie de Husserl*. Paris: PUF.

Derrida, Jacques (1972): „Signature, événement, contexte“. In: ders.: *Marges de la philosophie*. Paris: Minuit, 365-393.

Freud, Sigmund (1895): „Entwurf einer Psychologie“. In: ders.: *Gesammelte Werke. Nachtragsband. Texte aus den Jahren 1885–1938*. Hg. v. Angela Richards unter Mit-

wirkung von Ilse Grubrich-Simitis. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1987, 373-486.

Gallagher, Shaun (2005): *How the Body Shapes the Mind*. New York: Oxford UP.

Genette, Gérard (1976): *Mimologiques. Voyage en Cratylie*. Paris: Seuil.

Goodman, Nelson (1995): *Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie*. Übers. v. Bernd Philippi. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. Engl. Orig.: *Languages of Art. An Approach to a Theory of Symbols*. Indianapolis: The Bobbs-Merrill Company, 1968.

Grazia, Margreta de (2000): „Words as Things". In: *Shakespeare Studies* 28, 231-235.

Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, Karl Ludwig, Hg. (1988): *Materialität der Kommunikation*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Hennig, Anke, Hg. (2010): *Über die Dinge. Texte der russischen Avantgarde*. Hamburg: Philo Fine Arts (=FUNDUS 181).

Husserl, Edmund (1893/94–1921): *Logische Untersuchungen. Ergänzungsband. Zweiter Teil. Texte für die Neufassung der VI. Untersuchung. Zur Phänomenologie des Ausdrucks und der Erkenntnis*. Hg. v. Ullrich Melle. Dordrecht: Kluwer, 2005.

Lacan, Jacques (1975–76): *Le Séminaire XXIII. Le sinthome*. Paris: Seuil, 2005.

Latour, Bruno (2001): *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie*. Aus dem Franz. übers. v. Gustav Roßler. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Lévi-Strauss, Claude (1962): *La penseée sauvage*. Paris: Plon.

Lévi-Strauss, Claude (1968): *Das wilde Denken*. Übers. v. Hans Naumann. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Mallarmé, Stéphane (1897): *Divagations*. In: ders.: *Œuvres complètes*. Hg. v. Bertrand Marchal. Bd. 2. Paris: Gallimard, 2003 (= Bibliothèque de la Pléiade 497), 79-277.

Mersch, Dieter (2002): *Was sich zeigt. Materialität, Präsenz, Ereignis*. München: Wilhelm Fink.

Oppert, Kurt (1926): „Das Dinggedicht. Eine Kunstform bei Mörike, Meyer und Rilke". In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 4, 747-783.

Petzer, Tatjana u.a., Hg. (2009): *Namen. Benennung – Verehrung – Wirkung. Positionen der europäischen Moderne*. Berlin: Kadmos.

Rancière, Jacques (2007): *Politique de la littérature*. Paris: Galilée.

Rheinberger, Hans-Jörg (2001): *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*. Göttingen: Wallstein.

Sartre, Jean-Paul (1944): „L'homme et les choses". In: ders.: *Situations 1*. Paris: Gallimard 1947, 226-270.

Sartre, Jean-Paul (1948): *Qu'est-ce que la littérature?* In: ders.: *Situations 2*. Paris: Gallimard.

Sartre, Jean-Paul (1962): „Der Mensch und die Dinge". Übers. v. Christoph Schwerin. In: Francis Ponge: *Einführung in den Kieselstein und andere Texte*. Französisch und deutsch. Mit einem Aufsatz von Jean-Paul Sartre. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1978, 245-293.

Sartre, Jean-Paul (1981): *Was ist Literatur?* Hg., neu übers. und mit einem Nachwort v. Traugott König. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Schneider, Sabine (2012): „Wilde Semiose. Kontaminierte Zeichen und infektiöse Bilder bei Goethe und Kleist". In: David E. Wellbery (Hg.): *Kultur-Schreiben als romantisches Projekt. Romantische Ethnographie im Spannungsfeld zwischen Imagination und Wissenschaft*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 105-133.

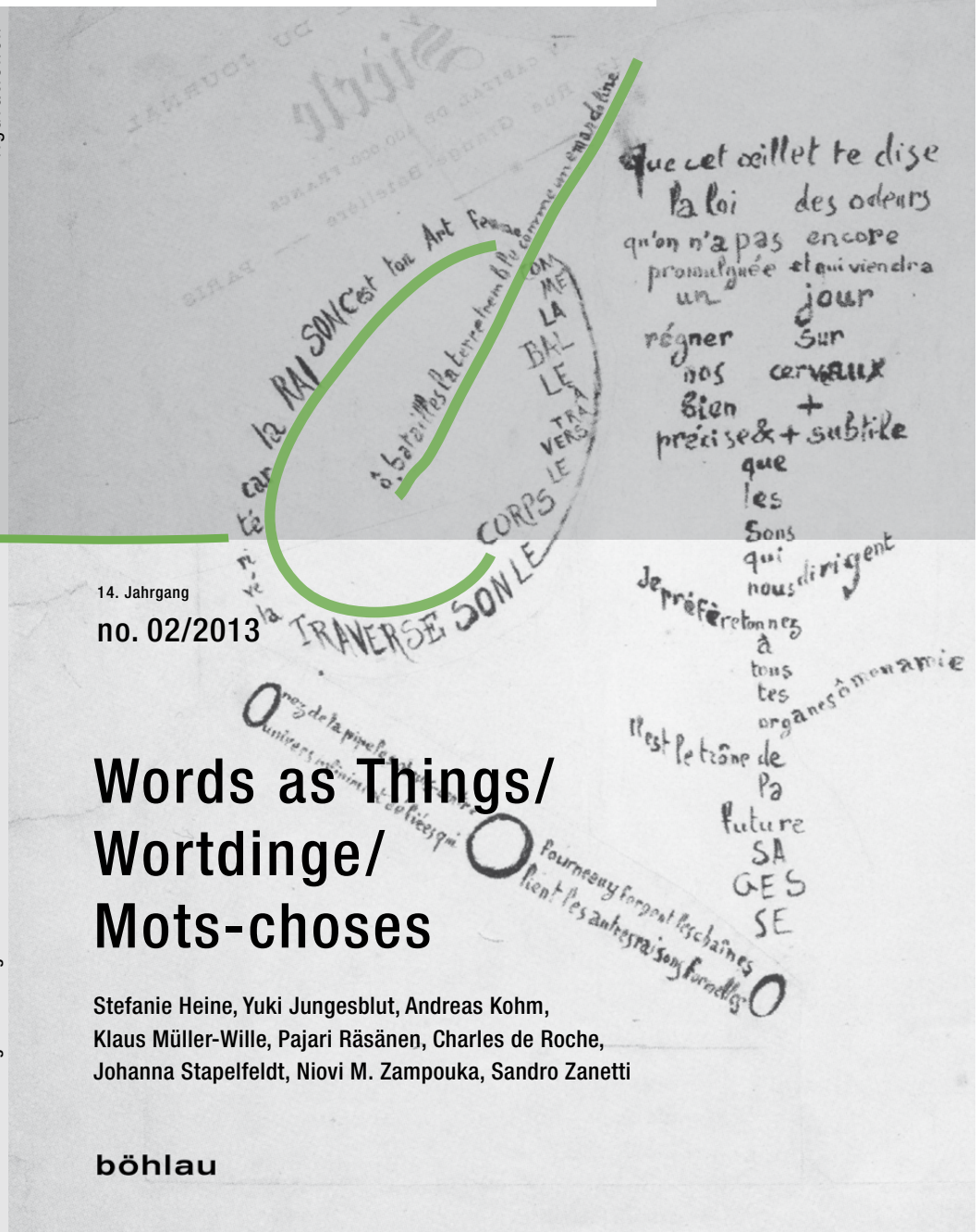
Was passiert, wenn man Wörter als Dinge konzipiert? In Einzelanalysen konkreter Texte, Schriftstücke und Wortkunstwerke widmen sich die versammelten Beiträge in diesem Heft der Dinglichkeit der Wörter in ihrer ganzen Blöße, Schönheit und Widerborstigkeit. Im alltäglichen Sprachverständnis bleibt die Welt der Wörter von der sprachlosen Welt der Dinge geschieden: Wörter und Dinge werden gemeinhin so konzipiert, dass diese einfach durch jene bezeichnet werden. Die poetische Perspektive auf Welt und Sprache sucht den Sachverhalt umzudrehen. Die Wendung zur Sprachhaftigkeit der Dinge und zur Dinghaftigkeit der Sprache steht in diesem Heft im Vordergrund.

ISSN 1439-4367
ISBN 978-3-412-22132-4 | WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM

figurationen 02/2013

figurationen

gender literatur kultur



14. Jahrgang
no. 02/2013

Words as Things/ Wortdinge/ Mots-choses

Stefanie Heine, Yuki Jungesblut, Andreas Kohm,
Klaus Müller-Wille, Pajari Räsänen, Charles de Roche,
Johanna Stapelfeldt, Niovi M. Zampouka, Sandro Zanetti

böhlau

Words as Things/Wortdinge/Mots-choses

figurationen

gender literatur kultur

14. Jahrgang 2013
Heft 2

Wortdinge/Words as Things/Mots-choses

herausgegeben von
Sandro Zanetti

böhlau

Böhlau Verlag Köln Weimar Wien

Inhalt

	2	Impressum/Abonnement
	4	Editorial
Sandro Zanetti	7	Einleitung (How to Do *Things* with Words…)
Stefanie Heine	28	These Things Astonish Me Beyond Words. Virginia Woolf, Sylvia Plath, William Carlos Williams
Niovi M. Zampouka	45	Sigizmund D. Kržižanovskij. Zwischen Sprache und Empfindung
Yuki Jungesblut	57	WORDS, Far East (Bildstrecke)
Johanna Stapelfeldt	63	„Das Fleisch der Wörter“. Schreiben als Anthropophagie bei Oskar Pastior
Charles de Roche	80	Artikulierte Dinglichkeit. Zur Poetik von Francis Ponges *La table*
Andreas Kohm	94	-sda. Über das -hauchen und -tauchen: von Dingen in Lufthüllen
Klaus Müller-Wille	101	Prophetische Harfen, analphabetischer Illettrismus und Gastrophonie – Asger Jorn und die Dinglichkeit der Sprache
Pajari Räsänen	116	Breathings. On Paul Celan’s Poem *Fahlstimmig*
	133	Autorinnen und Autoren
	136	Vorschau